

Zeitschrift: Emanzipation : feministische Zeitschrift für kritische Frauen
Herausgeber: Emanzipation
Band: 20 (1994)
Heft: 5

Artikel: Frauen in schwierigen Fremdheiten
Autor: Schmuckli, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-361620>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Frauen in schwierigen Fremdheiten

VON LISA SCHMUCKLI

Der Westen hat während des Kalten Krieges ohne Unterbruch für Freiheit, offene Grenzen und den Traum von Wohlstand und Gleichheit für alle Menschen geworben. Nun ist der Ernstfall eingetreten: kommen diese Versprechen nicht zu den Menschen, suchen die Menschen die Einlösung der Versprechen im Westen selbst. «Eine multikulturelle Gesellschaft» analysieren die einen, «Zwangsmassnahmen für AusländerInnen» propagieren die politisch Mächtigeren – und gewinnen die scheinbare Debatte um die sogenannte «innere Sicherheit der Bevölkerung». Dabei nehmen sie als «Nebenerscheinungen» nicht nur rassistische und sexistische Äusserungen, sondern auch tätliche Gewalt gegen Fremde stillschweigend in Kauf. Der Umgang mit dem, was uns fremd erscheint, muss diskutiert werden, auch unter Feministinnen. Wir sollten nicht riskieren, unser – weisses, abendländisches – Verständnis von Feminismus für das einzig denkbare halten zu wollen. Die Annäherung an andere Feminismen muss dabei «wohlwollend», «interessiert» und «sorgfältig», und also frei von Kolonisationsabsichten oder hierarchischen Vorbehalten sein. Lisa Schmuckli ist mit ihrem Text der Vision vom multikulturellen Zusammenleben nachgegangen.

Weisse Frauen müssen realisieren,
dass ihr Weiss-Sein ihr Frau-Sein ebenso
einschränkt wie ihr
Frau-Sein ihr Weiss-Sein.*

PAT ARMSTRONG

Die Erfahrung der Fremdheit ist Frauen so vertraut, dass sie kaum auf die Idee kommen, daraus eine eigenständige Reflexion und politische Praxis zu machen, geschweige denn, sich darin fortschrittlich zu fühlen. Die eigene Kultur wird im Patriarchat fremd: Frauen erfahren in ihrem Denken und an ihrem Körper einen Entfremdungsprozess von ihrer eigenen, verschütteten Kultur. «Ihr Emanzipationsprozess, der ja vor allem eine Emanzipation gegenüber den kulturellen Zumutungen ihrer eigenen Gesellschaft ist, hat zugleich eine tiefe Verunsicherung bezüglich ihrer eigenen Identität als Frau erzeugt», schreibt die in Deutschland lebende iranische Soziologin Farideh Akashe-Böhme. Ausländerinnen erleben diese Selbstentfremdung und brüchige Identität nicht nur als Frauen im Patriarchat, sondern auch als Fremde im Gastland – mit einer zum Schweigen gebrachten Kultur des Herkunftslandes.

Die Realitäten Schwarzer Frauen, Muslimas, Frauen anderer Herkunft werden im fremden Gastland negiert und unsichtbar gemacht. So beschrieb die afro-amerikanische Anwältin Anita Hill, die den jetzt gewählten US-Bundesrichter Clarence Thomas der sexuellen Belästigung bezichtigt hatte, die Situation des Hearings mit den Worten: «Weil ich und meine Realität nicht mit dem übereinstimmten, was sie [die 14 weissen Senatoren des Hearings] als (ihre) Realität erachteten, mussten ich und meine Realität von den Mitgliedern des



Senatskommittes mit Hilfe der Presse und anderer Medien umgebaut werden.» (in: Schwarzer Feminismus, Berlin 1993)

Dialektik Schwarzer Weiblichkeit

Die Realitäten Schwarzer Frauen sind geprägt durch eine doppelte Orientierung: Mal sind Schwarze Feministinnen solidarisch mit den schwarzen Männern, mal sind sie den weissen Feministinnen näher. «Dieser Zustand von Zugehörigkeit und zugleich Nichtzugehörigkeit», so die afroamerikanische Soziologin Patricia Hill Collins, «bildet einen integralen Bestandteil des oppositionellen Bewusstseins Schwarzer Frauen» (in: Schwarzer Feminismus, 1993). Diese wechselnde Zugehörigkeit demonstrierte das bereits erwähnte US-Hearing vortrefflich: Perfekt lief die Verbrüderung der Männer unter sich gegen Anita Hill, während die Solidarität unter Schwarzen gebrochen wurde. Der Richter Thomas wurde zum guten Republikaner und die Anwältin Hill zur teuflisch-schwarzen, hysterischen Frau, Karriereneiderin und Nestbeschmutzerin. Der Kreis der Männer schloss sich; frau hatte sich nur noch zwischen republikani-

scher oder afroamerikanischer und frauensolidarischer Politik zu entscheiden. Trotzdem gibt es die Zugehörigkeit Schwarzer Frauen zu schwarzen Männern, nämlich angesichts der gemeinsamen Geschichte der Sklaverei: Beide waren der unmenschlichen Behandlung durch weisse Männer und weisse Frauen unterworfen, beide hatten unter diesem Entmenschlichungsprozess gelitten. In diesem Sklavenystem bestand kein Grund, sich als Mann über die Frau zu erheben: Beide waren sie aufeinander angewiesen – gegen die Brutalität der Weissen und gegen die totale Integration beider als Produktivkraft der sie ausbeutenden, weissen Wirtschaft. Schwarze Frauen waren als Sklavinnen eigentlich keine Frauen mehr. Als Sklavin stand die Schwarze Frau nicht nur in einer männlichen, weissen Hierarchie, sondern war dem schwarzen Mann in der unterdrückten Stellung der Sklaverei gleichgeschaltet. Ihr einziger Autono-

miebereich war das häusliche Leben im Sklavenviertel. Dort musste die Schwarze Frau wiederum erst Frau werden. Und sie konnte, hatte sie genügend Energien für diese Selbstherstellung, in diesem Autonomiebereich auch ihre kulturelle Identität im kleinsten Masse weiterpflegen.

Sie konnte Geschichten erzählen und alltägliche Situationen der Subversion beschreiben, wie dies die Bürgerrechtskämpferin Annie Adams tat: «Als ich neu war in der Fabrik, hatten wir getrennte Waschräume. [...] Dasselbe war mit den Toiletten. Ich musste die Toiletten für den Inspektionsraum saubern machen, und wenn ich damit fertig war und zum Waschraum gehen durfte, hatte ich den ganzen Weg die Treppen runter bis zum Keller. Also fragte ich meinen Boss: »Was soll dieser Unterschied? Wenn ich da reingehe und denen die Toilette saubern kann, warum kann ich sie dann nicht auch benutzen?« Schliesslich habe ich damit angefangen, einfach auf diese Toiletten zu gehen. Ich beschloss, nicht mehr



eine Meile weit zum Waschraum zu gehen.» (in: Schwarzer Feminismus, 1993) Mit solch subversiven Erzählungen und alltäglichen Geschichten formulieren Schwarze Frauen ihre eigenen Sichtweisen, setzen eine eigene Definition ihres gesellschaftlichen Status und stellen eine andere soziale Ordnung als die herkömmliche dar. Ihr Widerstand gegen die Unterdrückung als Schwarze Frauen oder als moderne Sklavinnen wird zur provokanten Selbstsorge: Sie schonen ihre Kräfte und setzen sie dort ein, wo sie es selbst bestimmen. Und als Mütter und Erzählerinnen können sie ihre Töchter warnen.

Das Wissen Schwarzer Mütter und die Realitäten ihrer Töchter

«Meine Vergangenheit war meine Mutter; ich konnte ihre Stimme hören, und sie sprach weder Englisch zu mir, noch in dem französischen Patois, das sie manchmal sprach, noch in sonst einer Sprache, die der Zunge bedurfte; sie sprach zu mir in einer Sprache, die jedes weibliche Wesen verstehen konnte. Und das war ich ohne Zweifel – ein weibliches Wesen. Oh, es war zum Lachen, denn ich hatte so viel Zeit damit verbracht, zu sagen, dass ich nicht wie meine Mutter werden wollte, dass mir die Pointe der Geschichte entgangen war: Ich war nicht wie meine Mutter – ich war meine Mutter. Und nun begriff ich, warum sie auf meine wenigen schwachen Versuche, eine Linie zwischen uns zu ziehen, immer

nur geantwortet hat: «Du kannst weggehen, aber du entkommst nicht der Tatsache, dass ich deine Mutter bin; mein Blut fliesst in deinen Adern, ich habe dich neun Monate in mir getragen.» Wie sollte ich eine solche Äusserung deuten, wenn nicht als Verurteilung zu lebenslänglicher Strafe in einem Gefängnis, dessen Gitter stärker waren als jedes Eisen, das man sich vorstellen kann? Ich hatte in diesem Augenblick eine Sammlung von Briefen, die sie mir geschrieben hatte... Ich dachte daran, die Briefe zu öffnen, nicht um sie zu lesen, sondern... um sie anzuzünden und ungelesen zurückzuschicken. [...] Ich wusste, wenn ich nur einen einzigen las, würde ich vor Sehnsucht nach ihr sterben», schildert Lucy im gleichnamigen Roman der aus der Karibik in die Staaten emigrierten Autorin Jamaica Kincaid ihren Versuch, der Mutter aus der sicheren Ferne als Au-pair-Mädchen in New York zu entkommen. Auch bei Lucy wurde der Haushalt von Frauen, nämlich ihrer Mutter, den Tanten, den Kusinen organisiert. Die Interaktion zwischen Mutter und Tochter muss im Kontext des Netzwerkes der Schwarzen Familien betrachtet werden: Die Mütter geben ihren Töchtern ein bestimmtes Wissen und konkrete Erfahrungen gerade zu Themen wie «Männer» oder «Ehe» mit. Als Haushaltvorstand, Mutter und Erzählerin sind sie es, die kulturelle Werte und Überlebenstechniken vermitteln und ein anderes Bild von Familie vorleben. Gerade Schwarze Familien demonstrierten – entgegen soziologischen Forschungen an weissen Familien –, dass ein «vaterloser» Haushalt nicht automatisch die Auflösung der Familie bedeutet. (Weisse Forscher sprechen nur allzu

gerne von «schwarzer sozialer Devianz», anstatt dieses für sie abweichende Verhalten als eine von ihnen verschiedene Lebensweise zu betrachten und zu akzeptieren.) So zeigt eine amerikanische Untersuchung, dass 72% Schwarzer Mütter ihren Töchtern negative Botschaften über Männer vermitteln und dass zugleich die Töchter (17jährig und älter) mit überwältigender Mehrheit (94,5%) grossen Respekt vor ihren Müttern haben. Und die Töchter schätzen an ihren Mütter am meisten ihre Ehrlichkeit. Wenn nun diese Ehrlichkeit als Tendenz, «klar zu sagen, was ist», interpretiert werden darf, bemühen sich die Mütter, ihre Töchter auf eine weisse Gesellschaft mit Rassismus/Sexismus vorzubereiten, in der die Solidarität unter Schwarzen Frauen schlicht eine Notwendigkeit darstellt. Die Schwarzen Mütter versuchen also, den Töchtern den Einstieg in die Realität Schwarzer Frauen so zu ermöglichen, dass sie sie weder idealisieren noch verleugnen müssen, sondern dass sie vorbereitet sind und sich dieser Welt gewachsen fühlen.

Tochter Rebecca sagt zu ihrer Mutter Alice Walker: «(Mami, in deinem Auge ist eine Welt.) (So wie: «Jetzt erschrick nur nicht gleich, und tu nichts Unbesonnenes.») Und dann sanft, aber mit tiefem Interesse: (Mami, wie ist die Welt in dein Auge gekommen?)»

Politik der Verhüllungen

Dieselben Vorurteile, die bewirken, dass Afroamerikanerinnen mit Rasta-Locken schikaniert und ausgegrenzt (und wie dies Audre Lorde erzählte: am



Alice Walker
Foto: Jean Weisinger



Saliha Scheinhardt
Foto: Yvonne Mehring

Einreisen nach Gorda gehindert) werden, bewirken ebenso, dass auf verschleierte Muslimas mit Fingern gezeigt und ihre Unterdrückung am Tschador festgemacht wird. In diesen Vorverurteilungen, die an Haaren, einzelnen Kleiderstücken, an Verschleierungen oder Enthüllungen festgemacht werden, vergessen europäische Frauen ihre eigenen Kleiderdiktate. Die Auseinandersetzung mit islamischen, religiösen Kleidersitten kann nur geführt werden, wenn auch die westeuropäische Kleidersittenvergesslichkeit wieder erinnert wird. Dass Kleidung heute eine Frage der individuellen Freiheit ist, beruht auf historischem Vergessen und auf einer Kurzsichtigkeit. Zum einen vergisst frau, dass historisch die Kleidervorschriften von der Obrigkeit, sei dies die Kirche oder die politische Macht, festgesetzt worden sind. Diese Kleidergesetzgebungen hatten die soziale Stellung der Frauen abzubilden und die gesellschaftliche Sittlichkeit zu schützen. Das Erscheinungsbild der Frauen war geprägt von einer Mode, die ihre Verfügbarkeit und Hilflosigkeit unterstrich und sie ausschließlich als Geschlechtswesen darstellte. Noch in den sechziger Jahren durften Frauen nicht in Hosen am Arbeitsplatz erscheinen. Diese Kleiderpolitik diente also der sozialen Unterordnung unter die männliche Dominanz und der Fremdbestimmung. Zum andern wird auch die eigene (Mode-)Kurzsichtigkeit verleugnet: In jeder Peergroup gilt eine ganz bestimmte Kleidervorschrift, versucht frau, über

die Kleider zur Gruppe zu gehören oder sich von anderen Gruppen zu distanzieren. Wie eine Frau wann mit welchen Kleidern erscheint, kann zu einem Politikum werden. (Nicht nur die Farbe Lila, auch der Stil kann Subversion in eigener Sache werden.)

Die islamische Sitte, ein Kopftuch zu tragen, um die Haare zu verdecken, kann auch als ein Akt der Selbstbestimmung gelten. «Seit sie [die türkischen Frauen] ihre Heimat verlassen haben, verfielen sie in Passivität, verloren sie ihre sozialen Kontakte, die Anerkennung durch die Arbeit, verloren auch ihren relativ grossen Spielraum in der Familie und unter Frauen. Hierher verpflanzt, sprachlos, in einer totalen Abhängigkeit, die Welt nicht mehr verstehend, von der Welt nicht mehr verstanden, drehen sie den Spiess um, um nicht ganz kaputtzugehen, nicht seelisch gänzlich zu krepieren. Sie bekennen sich offensiv zum Islam, tragen Kopftücher, lehnen jegliche ‚westliche‘ Normen und Werte ab...» (in: Schwierige Fremdheit, Frankfurt 1993.) Die Verschleierung, interpretiert die in deutscher Sprache schreibende türkische Schriftstellerin Saliha Scheinhardt, wird zum Selbstschutz angesichts des Unterganges einer verständlichen Welt und der Entstehung einer fremden Realität. Die Verschleierung kann so zum Schutz auch vor Aggressionen und Resignation, vor Depression und Krankheit werden, die sich als Selbsthass gerade wieder gegen die Frauen richten können. So versuchen die Frauen, nicht ohne Verzweiflung, ihre Andersartigkeit bezüglich der Herkunft und ihrer Religion zu ihrer Stärke zu machen. Dabei geht allerdings leicht vergessen, dass die Verschleierung der islamischen

Frauen von islamischen Männern bewusst unterstützt wird (und ihnen am meisten dient) und dass die Verschleierung die kritische Auseinandersetzung mit dem Patriarchat und den verhinderten individuellen Entwicklungsmöglichkeiten nicht ersetzt.

Verschleierung und Ökonomie des Begehrns

Die Verschleierung kann ebenso einsichtig interpretiert werden als Verbot an die Frauen, öffentlich zu werden. Frauen gehören zum Haus, zum Eigentum des Mannes und haben deshalb kein Recht auf öffentliche Räume. Farideh Akashe-Böhme analysiert die Verschleierung als Entsexualisierung der Frauen: «Es ist zu vermuten, dass das Verschleierungsgebot für die Frauen in einer verschleierten Männerangst sein wahres Motiv hat: Die Angst vor den Frauen, die sie begehrn könnten, also Angst vor ihrem eigenen Begehrn, aber auch die Angst vor der weiblichen Sexualität.» Männer verschleiern Frauen, um sich weder mit dem eigenen Begehrn noch mit dem eigenständigen Begehrn der Frauen auseinander setzen zu müssen. (Gerade Normen und Verbote, die das weibliche Begehrn verschwinden lassen sollen, kennt auch das Christentum. Begehrn kann es im Christentum nicht als solches geben; es muss an die Ehe bzw. an die Fortpflanzung im Rahmen der Ehe zurückgebunden und neutralisiert werden.) Obwohl es im Islam kein Keuschheitsgebot gibt, wird die weibliche Sexualität als destruktiv angesehen, da sie

Unordnung und Chaos schaffen kann. Denn aktiv ausgelebte weibliche Sexualität könnte eine «fitna» (Rebellion, Verschwörung) auslösen und damit die soziale Ordnung gefährden. Männer müssen also vor dieser weiblichen aktiven Sexualität geschützt werden, indem man die Frauen verschleiert und die Geschlechter trennt. Indem man sich vor den realen Frauen schützt und sie verschleiert, versucht man, sich vor den eigenen Phantasien über Frauen zu schützen! Und lako-nisch folgert die marokkanische Soziologie-Professorin Fatima Mernissi: «Wenn die Männer das schwache Geschlecht sind, dann sind sie es, die Schutz brauchen und folglich den Schleier tragen müssen.»

Ob Kopftuch oder nicht: Entscheidend ist die freie, persönliche Wahl jeder einzelnen Frau – ohne Druck seitens eines (Ehe-)Mannes oder der patriarchalen Kultur. Denn zur Bedingung der Möglichkeit weiblichen Subjektseins gehört das Recht nicht nur auf Selbstbestimmung und Selbstdarstellung, sondern auch auf eine eigene Weltinterpretation. Damit diese Rechte gewährleistet werden, braucht es den politischen Willen, allen Frauen die Menschen- und Frauenrechte zu gewähren.

Quellen der Veränderung

Und die Haltung weißer Feministinnen zu Ausgrenzungen und Rassismus/Sexismus? Ich hoffe, wir werden mit Audre Lorde antworten können: «Meine Antwort auf Rassismus ist glühender Ärger.

Ich habe mit diesem Ärger gelebt, habe von diesem Ärger, unter diesem Ärger, auf dem Gipfel dieses Ärgers gelebt, habe diesen Ärger ignoriert und mich an ihm genährt, ich habe gelernt, diesen Ärger zu nutzen, ehe er meine Visionen verzehrt... Früher tat ich es im Stillen, dieser geballte Ärger machte mir Angst. Aus meiner Angst vor diesem Ärger habe ich nichts gelernt. Aus eurer Angst vor diesem Ärger werdet auch ihr nichts lernen.»

Wieviel Ärger erträgt das gemeinsame Zusammenleben mit verschiedenen Menschen unterschiedlichster Herkunft? Wie können die Regeln des Zusammenlebens, gerade auch in einem sozialen und juristischen Sinne, ausgehandelt werden? Wieviel «Machismo» ertragen Feministinnen, wieviel Frauenrechte und Frauenräume müssen die Männerkult-Männer zugestehen? Wieviel Anpassung ist nötig, wieviel Widerstand möglich? Wieviel kulturelle Eigenständigkeit einzelner Gruppen verträgt ein als unter einem selbstgegebenen Gesetz stehendes «Volk»? Und wie kann mit Ärger und Unverständnis gegenüber fremden Kulturen öffentlich umgegangen werden, so dass nicht mit brutaler Gewalt reagiert werden muss, sondern mit Debatten um individuelle und kulturelle Bedürfnisse, mit Realisierungen von Menschen- und Frauenrechten und mit Strategien einer nicht verdrängten und nicht verdrängenden Politik, damit alternative Lösungsmodelle multikulturellen Zusammenlebens – in diesem «sozialen Ökosystem» – erprobt werden können?

Die Vision eines multikulturellen Zusammenlebens darf weder unsere eigene Angst verleugnen noch den latenten

Sexismus/Rassismus im Negieren schüren, noch neue ethnische Hierarchien, kaschiert mit dem Decknamen der Vielfältigkeit, produzieren. Multikulturalismus plädiert für ein Recht auf Differenz, das die politischen Menschen- und Frauenrechte angesichts von verschiedenen Ethnizitäten nicht suspendiert. Der verschwiegene Ärger frisst sich in Körper und Kopf ein – und explodiert als Zeitbombe bei der nächstbesten Gelegenheit völlig nutz- und sinnlos als Selbsthass oder als Gewalt gegen andere. Gezielt eingesetzt, kann unser Ärger jedoch eine «machtvolle Quelle des Fortschrittes und der Veränderung werden» (Lorde). ●

LISA SCHMUCKLI, 29, Philosophin mit den Schwerpunkten feministische Philosophien und Erkenntnistheorien. Sie ist Mitarbeiterin der Emanzipation.

Verwendete Literatur

- Akashe-Böhme, Farideh: *Frausein – Fremdsein*, Frankfurt 1993.
Habermas, Rebecca et. al. (Hg.): *Schwierige Fremdeit. Über Integration und Ausgrenzung in Einwanderungsländern*, Frankfurt 1993.
Joseph, Gloria (Hg.): *Schwarzer Feminismus. Theorie und Politik afro-amerikanischer Frauen*, Berlin 1993.
Kincaid, Jamaica: *Lucy*, Frankfurt 1994.
Mernissi, Fatima: *Geschlecht, Ideologie, Islam*, München 1991.
Schiele, Beatrix: *Differenz und Solidarität*, in: Esser/Schottroff (Hg.): *Feministische Theologie im europäischen Kontext*, Mainz 1993, S. 38–56.
Schultz, Dagmar (Hg.): *Macht und Sinnlichkeit. Ausgewählte Texte von Audre Lorde und Adrienne Rich*, Berlin 1986.
Walker, Alice: *Beim Schreiben der Farbe Lila*, München 1987.